

Stefan Timmermanns | Maika Böhm (Hrsg.)

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt

Interdisziplinäre Perspektiven
aus Wissenschaft und Praxis

BELTZ JUVENTA

Stefan Timmermanns | Maika Böhm (Hrsg.)
Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt

Stefan Timmermanns | Maika Böhm (Hrsg.)

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt

Interdisziplinäre Perspektiven
aus Wissenschaft und Praxis

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3899-6 Print
ISBN 978-3-7799-5094-3 E-Book (PDF)

1. Auflage 2020

© 2020 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt – eine Einleitung <i>Stefan Timmermanns und Maika Böhm</i>	9
I. Identitätsentwicklung und Diskriminierungserfahrungen im Lebenslauf	21
Sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten: Thinking outside the box(es)? Überlegungen aus entwicklungspsychologischer Perspektive <i>Meike Watzlawik</i>	22
Lebenslagen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und inter*geschlechtlichen sowie genderqueeren (Kindern und) Jugendlichen <i>Bettina Kleiner</i>	40
Coming-out Verläufe und Freizeiterfahrungen von jungen lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und divers* geschlechtlichen Menschen <i>Kerstin Oldemeier</i>	55
„Dass sich etwas ändert und sich was ändern kann.“ Ergebnisse einer qualitativen Studie über die Lebenssituation von lsbt*q Jugendlichen in Hessen <i>Stefan Timmermanns und Peter Martin Thomas</i>	73
LSBT*-Personen in Arbeit und Wirtschaft: Diversity und (Anti-)Diskriminierung <i>Dominic Frohn und Florian Meinhold</i>	89
II. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in Bildung und Erziehung	109
Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Kontext frühkindlicher Inklusionspädagogik <i>Stephanie Nordt und Thomas Kugler</i>	110

Geschlechtervielfalt in der Kita – Theorie und Praxis: Inklusion und Kinderrechte als menschenrechtlich fundierter Zugang einer genderbewussten Pädagogik <i>Thomas Kugler</i>	122
Heteronormativitätskritische Jugendbildung – Pädagogische Professionalisierung zum Themenfeld ‚geschlechtliche und sexuelle Vielfalt‘ <i>Jutta Hartmann</i>	136
Heterosexualität und Cisgeschlechtlichkeit als Formen sexueller und geschlechtlicher Vielfalt <i>Helge Jannink und Christina Witz</i>	154
III. Sexualitäten, Beziehungs- und Lebensformen	171
Über die (Un-)Wirklichkeiten von (A-)Sexualität <i>Kim Scheunemann</i>	172
Interdisziplinäre Perspektiven auf BDSM aus queer-theoretischer Sicht <i>Robin Bauer</i>	179
‚Viele Lieben‘ – Polyamorie als Identität und Praxis <i>Renate Baumgartner</i>	194
Ein schwul(-lesbisches) Wohnprojekt für Ältere: Freizeit, Kommunikation und Teilhabe homosexueller Senior*innen <i>Tamara-Louise Zeyen und Ralf Lottmann</i>	211
IV. Körper und Gesundheit	229
Biologische Geschlechterbetrachtungen und ihre Relevanz für Perspektiven geschlechtlicher Vielfalt <i>Heinz-Jürgen Voß</i>	230
Intergeschlechtlichkeit in Familie und Gesellschaft. Wie wir über diverse Körper, Identitäten und Varianten der Geschlechtsentwicklung sprechen können <i>Katinka Schweizer und Ursula Rosen</i>	242
LSBTI* und Gesundheit: Partizipative Forschung und Versorgung im Zusammenspiel von Sexualwissenschaft, Psychologie und Medizin <i>Ute Lampalzer, Pia Behrendt, Arne Dekker, Peer Briken und Timo O. Nieder</i>	256

Substanzkonsum unter LSBT*: Zwischen erhöhter Prävalenz und Defizitorientierung <i>Niels Graf</i>	274
Suizidrisiko bei LSBTI* <i>Martin Plöderl</i>	291
V. Herausforderungen für professionelles und gesellschaftspolitisches Handeln	307
Regenbogenkompetenz in der Sozialen Arbeit <i>Ulrike Schmauch</i>	308
Regenbogenfamilien in der Beratung – Hürden, Ressourcen und zentrale Themen <i>Elke Jansen und Kornelia Jansen</i>	326
Defizite und Ressourcen in den Lebenswelten von LSBTQ* Jugendlichen und jungen Erwachsenen: zwei Seiten einer Medaille <i>Kerstin Oldemeier und Stefan Timmermanns</i>	343
Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Schule: Interventionen zum Abbau von Diskriminierung und Aufbau von Akzeptanz <i>Ulrich Klocke</i>	357
LGBTIQ-Geflüchtete – Überlegungen zu einer heteronormativitäts- und rassismuskritischen Sozialen Arbeit im Spiegel biografischer Erfahrungen <i>Marc Thielen</i>	373
Das gesellschaftliche Meinungsklima über Homosexualität <i>Simon Merz und Richard Lemke</i>	388
Autor*innenverzeichnis	405

Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt – eine Einleitung

Stefan Timmermanns und Maika Böhm

Es ist ein weiter Weg vom *Urning* (Karl Heinrich Ulrichs) über das *dritte Geschlecht* (Magnus Hirschfeld) und medizinische Begriffe wie *Transsexualismus* und *Intersexualität* bis hin zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Die Bezeichnungen für gleichgeschlechtliche Sexualität, transidente oder nicht-binäre Geschlechtsidentitäten oder Personen mit Variationen biologischer Geschlechtsmerkmale sind – ebenso wie die Begriffe Sexualität und Geschlecht selbst – komplex und oft auch mit einem Kampf um Macht und Deutungshoheit verbunden. Heteronormatives Denken basiert auf einem bipolaren Verständnis von Geschlecht, das als ‚natürlich‘ angenommen wird. Vor allem aber liegt ihm zugrunde, dass Sexualität in der Regel zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts stattfindet, was sich auch in der Dominanz der Kategorien hetero-, homo- und bisexuell zeigt. Begriffe wie *queer* oder die verschiedenen Varianten des Akronyms LSBTIQ*¹ (vgl. hierzu Dieckmann/Litwischuh 2014, S. 10 ff.) verdeutlichen, dass in den letzten Jahren eine Pluralisierung bzw. Diversifizierung der Kategorien und Begrifflichkeiten stattgefunden hat, die auf eine neue und vor allem differenziertere Wahrnehmung menschlicher Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten verweisen: Es gibt definitiv mehr als zwei Geschlechter; menschliche Sexualität ist vielgestaltiger und komplexer, als dass sie mit den Begriffen Hetero-, Homo- und Bisexualität ausreichend beschrieben werden könnte, auch wenn viele Menschen diese Kategorien für sich selbst wählen. Gleichzeitig wurde Wissenschaft aber immer auch von gesellschaftspo-

1 In dieser Einleitung wird die Abkürzung LSBTIQ* verwendet, um einen möglichst großen Teil unterschiedlicher Menschen nicht-heterosexueller Orientierung und/ oder nicht-binärer geschlechtlicher Identität und/oder Personen mit Variationen biologischer Geschlechtsmerkmale zu berücksichtigen. Je nach Verwendung im Satz variiert die Abkürzung LSBTIQ* (substantivisch) oder lsbtiq* (adjektivisch). Abweichungen von dieser Form des Akronyms sind entweder dem Kontext oder der Quelle geschuldet, die nachstehend zitiert wird, oder entsprechen der jeweiligen Schreibweise innerhalb der nachfolgend kurz vorgestellten Beiträge des Sammelbands.

litischen Gruppen und Strömungen beeinflusst und instrumentalisiert. Wie z. B. Foucault (1976) gezeigt hat, ist Sexualität politisch umkämpft, da durch ihre Normierung Macht ausgeübt wird. Sexuelle oder geschlechtliche Minderheiten sind wie alle Minoritäten abhängig vom Wohlwollen der Mehrheit bzw. der Mächtigen, weil sie Gefahr laufen, für politische Zwecke instrumentalisiert oder missbraucht zu werden. Wobei zu hinterfragen wäre, ob die sexuelle Mehrheit überhaupt so klar von der Minderheit unterschieden werden kann (vgl. hierzu exemplarisch Ward 2018), und ob sie tatsächlich eine Mehrheit darstellt.

Gesellschaftliche Einstellungen gegenüber und der Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sind ambivalent. Die Einstellungen in der Bevölkerung lassen darauf schließen, dass in den letzten Jahren klassisch homonegative Einstellungen ab- und die Akzeptanz von LSBTIQ* zugenommen hat. Diese Akzeptanz kann jedoch als oberflächlich interpretiert werden, denn es bestehen immer noch Ängste und Vorbehalte, und zwar umso mehr, je intensiver eine Relevanz für das persönliche Umfeld und Leben gesehen wird. So sind einer repräsentativen der Antidiskriminierungsstelle des Bundes zufolge 17 % der Deutschen gegen die gleichgeschlechtliche Ehe (vgl. Küpper/Klocke/Hoffmann 2017, S. 57), und ca. 40 % würden einen schwulen Sohn oder eine lesbische Tochter ablehnen (vgl. ebd., S. 68). Homonegative Einstellungen werden momentan eher indirekt und auf subtilere Art und Weise geäußert: 44 % der Befragten meinten, dass Homosexuelle aufhören sollten, so einen Wirbel um ihre Sexualität zu machen (vgl. ebd., S. 66). Auch heute noch werden in Deutschland sog. Konversionstherapien angeboten, die aus homosexuellen Menschen heterosexuelle oder aus transidenten cisgeschlechtliche Menschen machen sollen. Das Transsexuellengesetz in Deutschland stammt aus dem Jahr 1981 und bedarf einer dringenden Neuregelung und Entpathologisierung, wie sie etwa im Rahmen der neuen Ausgabe der Internationalen Krankheitsklassifikation (ICD-11) der Weltgesundheitsorganisation erfolgt. Nach wie vor gibt es einen hohen Anteil von LSBTIQ*, die Diskriminierungserfahrungen machen, und es kommt immer noch aus homo- oder trans*-feindlichen Motiven zu gewaltsamen Übergriffen auf Paare oder Einzelpersonen auf der Straße. Die queere Community ist 2016 in Orlando (Florida) zur Zielscheibe eines terroristischen Angriffs geworden, der zu den schlimmsten in der Geschichte der USA zählt. Menschen werden wie z. B. in Tschetschenien wegen ihrer sexuellen Orientierung oder Identität gefoltert oder umgebracht.

Zugleich sind in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten eine ganze Reihe rechtlicher Bestimmungen und Gesetze, die Menschen unterschiedlicher sexueller und geschlechtlicher Identitäten betreffen, auf nationaler wie auf internationaler Ebene liberalisiert worden: Der § 175, der männliche Homosexualität in der BRD unter Strafe stellte, wurde 1994 abgeschafft. Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, das Menschen vor geschlechtlicher oder sexueller

Diskriminierung schützen soll, wurde 2006 vom Bundestag verabschiedet. Die Ehe und das Adoptionsrecht wurden in Deutschland 2017 für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet. Zum 23.12.2018 trat ein Gesetz inkraft, das intergeschlechtlichen Menschen neben männlich und weiblich mit divers und unbestimmt eine dritte und vierte Option bei der Eintragung des Geschlechts im Geburtsregister ermöglicht.² Das alles sind positive Signale, ihnen liegt jedoch keine eindeutige und globale lineare Entwicklung zugrunde. Vor allem im internationalen Kontext sind neben Fortschritten auch wachsende Widerstände oder sogar Rückschritte erkennbar, und zwar nicht nur in autoritären politischen Systemen: in Russland, wo die öffentliche Thematisierung von Homosexualität als Propaganda gewertet wird und daher verboten ist, in US-Bundesstaaten, in denen Diskriminierung von LSBTIQ* aus religiösen Motiven erlaubt ist oder in weltweit ca. 70 Ländern, in denen Homosexualität mit Gefängnis oder dem Tod bestraft wird. Fortschritte und Rückschläge existieren also gleichzeitig nebeneinander, je nachdem, welches Land und welcher gesellschaftliche Bereich betrachtet wird. Einmal Erreichtes, kann wieder zurückgenommen werden und eine stetig positiv verlaufende Entwicklung hin zu immer mehr Akzeptanz ist nicht garantiert.

In unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen fand in den letzten Jahrzehnten vermehrt Forschung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt statt. Durch neue Erkenntnisse veränderte sich die Sicht auf menschliche Sexualität und die Geschlechterdichotomie. In der Sexualwissenschaft wurde z. B. die Forschung zu Trans- und Intergeschlechtlichkeit vorangetrieben (BMFSFJ 2017; Schochow/Gehrmann/Steger 2016), das sich diversifizierende Sexualverhalten und neue sexuelle Praktiken veranlassten Volkmar Sigusch von „Neosexualitäten“ (Sigusch 2005) zu sprechen. Die Soziologie liefert z. B. mit Studien zur Meinungsforschung wichtige Erkenntnisse über die Einstellungen der Bevölkerung gegenüber LSBTIQ* und es wurden Theorien wie z. B. das Minoritätenstressmodell (Meyer 2003) entwickelt, das die Auswirkungen von Diskriminierungserfahrungen auf die physische und psychische Gesundheit von LSBTIQ* beschreibt. Die Studie „Coming-out und dann!“ (Krell/Oldemeier 2017) ist die erste große Studie, die die Lebenssituation von lsbqt* Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland beschreibt. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt spielen jedoch in verschiedenen Lebensaltern eine Rolle. Auch wenn das Coming-out meist in der Jugend stattfindet, kann es auch im Erwachsenenalter zu einer Auseinandersetzung mit der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität kommen. Zudem erweist sich menschliche Sexualität in den letzten Jahren als zunehmend fluide (Diamond 2008). Traditi-

2 Leider schützt diese Regelung Kinder weiterhin nicht vor unnötigen Operationen.

onelle Vorstellungen eines binären Geschlechtersystems oder die Kategorisierung sexueller Orientierungen in hetero-, homo- und bisexuell geraten ins Wanken (YouGov 2015, Weller 2013, Gronen/Schmelzer/Zawadzki et al. 2019). Die Facetten zwischen dieser ursprünglichen Dreiteilung werden immer vielfältiger, menschliche Sexualität wird pluraler bzw. die Wahrnehmung der Vielfältigkeit von Geschlechtern und Sexualitäten wird differenzierter: So tauchen in den letzten Jahren verstärkt auch Selbstbezeichnungen wie z. B. pan-, demi-, asexuell, aromantisch oder heteroflexibel auf. In der Beziehungsgestaltung setzt sich die Diversifizierung fort: Neben den bereits bestehenden vielfältigen Familienformen etablieren sich neue Beziehungs- und Familienmodelle wie z. B. polyamore Beziehungen, Regenbogenfamilien oder *queer families*.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zeigt sich außerdem in der allmählichen Aufnahme in Lehr- und Ausbildungspläne sowie Forschungsvorhaben an unterschiedlichen Fachbereichen von Universitäten und Hochschulen. In der Psychologie wurden etwa Coming-out Phasen-Modelle sowie affirmative Therapien entwickelt, um lesbische, schwule und bisexuelle Personen dabei zu unterstützen, ihre sexuelle Orientierung anzunehmen und verinnerlichte Homosexuellenfeindlichkeit abzubauen (Göth/Kohn 2014). Queer und Gender Studies haben einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, das Machtgefälle innerhalb der heteronormativen Gesellschaft zu verdeutlichen, das für die Unterdrückung und Unsichtbarmachung von LSBTIQ* verantwortlich ist. In Bildung und Erziehung sowie der Sozialen Arbeit wurden beispielsweise Konzepte zur Antidiskriminierungspädagogik (Pates et al. 2010) und Sexualerziehung entwickelt (Tuider/Müller/Timmermanns et al. 2012), um sexuelle und geschlechtliche Vielfalt auch in Schulen (Huch/Lücke 2015; Bak/Yildiz 2016) und Einrichtungen der Sozialen Arbeit wahrzunehmen und besprechbar zu machen (Schmauch 2016). Dabei kam es vor allem im Zuge der Diskussionen um neue Richtlinien zur schulischen Sexualerziehung oder pädagogische Handreichungen zu einer Politisierung und Instrumentalisierung des Themas durch (neo-)konservative Kräfte (Hark/Villa 2015, Henningsen et al. 2016). Die gesellschaftspolitische Relevanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt ist mittlerweile unübersehbar und auch die Politik hat dies zumindest teilweise erkannt. In einigen Bundesländern gibt es seit mehreren Jahren Aktionspläne gegen die Diskriminierung von lsbtqi* Personen. Durch Förderprogramme und Projekte sollen Hilfsangebote geschaffen und Selbsthilfestrukturen aufgebaut bzw. gestärkt werden. Auf Bundesebene (und auch in einzelnen Bundesländern) existieren zudem Antidiskriminierungsstellen, an die sich nicht nur LSBTIQ*, sondern alle Menschen wenden können, die diskriminiert werden.

Gab es in den ausgehenden 1970er und 1980er Jahren vor allem Angebote für schwule Männer und einige wenige für lesbische Frauen, so hat sich die Selbsthilfe- und Selbstorganisationslandschaft in Deutschland seither mehr und

mehr ausdifferenziert, um unterschiedlichen Zielgruppen vor allem auch Trans* und Inter* eine Stimme zu verleihen und ihren Bedürfnissen gerechter zu werden. Vielfältige Interessen- und Lobbyverbände von LSBTIQ*, auch innerhalb von Parteien, Gewerkschaften und Berufsgruppen sowie Dachorganisationen auf der Ebene von Bund und Ländern, sind seitdem entstanden; ebenso die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, die Bildungs- und Forschungsprojekte fördert und initiiert, um der gesellschaftlichen Diskriminierung gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in Deutschland entgegenzuwirken. Nicht wenige Beratungs- und Fachstellen, z. B. für queere Jugendliche oder Geflüchtete, Regenbogenfamilien bis hin zu Wohnprojekten für Senior*innen sind entstanden, auch wenn es sich dabei oftmals um vereinzelte Projekte handelt, die nur in einer Stadt oder einem Bundesland existieren.

Titel, Struktur und Aufbau des Sammelbandes

In letzter Zeit taucht auch in wissenschaftlichen Publikationen häufig die Formel *sexuelle und geschlechtliche Vielfalt* auf, um die Bandbreite der unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, körpergeschlechtlichen Verfasstheiten und geschlechtlichen Identitäten zu bezeichnen. Der Begriff hat den Vorteil, dass sich im Gegensatz zu LSBTIQ* alle angesprochen fühlen können und niemand ausgeschlossen ist, dessen Zugehörigkeitsgefühl nicht durch einen Buchstaben repräsentiert ist. Bei der Suche nach einem Titel für diesen Sammelband schien daher *sexuelle und geschlechtliche Vielfalt* besonders geeignet. Doch auch wenn Heterosexualität und Cisgeschlechtlichkeit zum Spektrum dieser Vielfalt gehören, muss angemerkt werden, dass in diesem Sammelband hauptsächlich Artikel vereint sind, die nicht-heterosexuelle Sexualitäten und nicht-cis-geschlechtliche bzw. nicht-binäre Identitäten behandeln. Dies geschieht nicht, weil Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit weniger wichtig sind. Unser vorrangiges Ziel ist es, einen weiteren Schritt zu unternehmen, um die großen Lücken zu füllen, die es beim Verständnis menschlicher Sexualität jenseits ihrer heterosexuellen Variante und der geschlechtlichen Identitäten jenseits der Mann-Frau-Dichotomie immer noch gibt. Es existiert bereits eine lange Tradition wissenschaftlicher Forschung und Publikationen, die sich ausschließlich mit heterosexueller Sexualität befassen. Wir möchten vehement dafür plädieren, dass die Beschäftigung und Erforschung menschlicher Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten in Zukunft stärker und selbstverständlicher die große Bandbreite unterschiedlichster sexueller Orientierungen und geschlechtlicher Identitäten berücksichtigt, auch wenn dies ein Umdenken sowie eine große Herausforderung darstellt.

Die oben dargestellten gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen wurden in wissenschaftlichen Diskursen bisher vorwiegend innerhalb einzelner Disziplinen mit spezifischen Schwerpunktsetzungen betrachtet: In der Sexual-

wissenschaft wurde vor allem sexuelles Verhalten erforscht und beschrieben. Die medizinische Forschung hat auf dem Gebiet der Trans*- und Intersexualität nach wie vor großen Einfluss. In beiden Disziplinen wird auch nach den Ursachen für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt gesucht. Die Psychologie befasst sich z. B. mit den Auswirkungen nicht-heterosexueller Orientierung auf die Identitätsentwicklung sowie die (psychische) Gesundheit. Die Soziale Arbeit stellt sich die Frage, wie professionell und diskriminierungsfrei mit LSBTIQ* als Adressat*innen umgegangen werden kann. Die Erziehungswissenschaft bzw. Pädagogik beschäftigt sich damit, wie sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in Erziehung und Bildung thematisiert und dort Diskriminierung bekämpft werden kann. Vereinzelt, aber noch viel zu selten, gab es in der Vergangenheit interdisziplinäre Ansätze, die versucht haben, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und aus der Zusammenschau unterschiedlicher Zugänge heraus neue und vor allem umfassendere Erkenntnisse zu generieren (z. B. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld 2014, Schmidt/Schondelmayer/Schröder 2015, Katzer/Voß 2016).

Aus diesem Grund sollen verschiedene Lebensbereiche als strukturgebendes Element dieses Sammelbandes dienen. Auf diese Weise können disziplinübergreifende und interdisziplinäre Perspektiven auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt gerichtet werden, die ein besseres Verständnis der Zusammenhänge unterschiedlicher Sachverhalte und Erklärungsansätze mit sich bringen: Wie wirken sich z. B. die Varianten körperlicher Geschlechtsmerkmale (Biologie) auf die Entwicklung geschlechtlicher Identität (Psychologie) aus? Welche Faktoren erleichtern das Coming-out und welche erschweren es (Soziologie, Psychologie)? Auf welche Weise wirkt sich Minderheitenstress auf die psychische und physische Gesundheit (Soziologie, Medizin, Psychologie) aus und wie kann Menschen, die unter den Folgen leiden, geholfen werden (Therapien, Beratungsansätze)? Wie sehen gelungene Interventionen in Pädagogik und Sozialer Arbeit aus, die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt wertschätzen (Erziehungswissenschaft, Sozialarbeitswissenschaft)?

Last but not least ergeben sich durch die Erkenntnisse aus diesen Bereichen Forderungen an die Politik, aber auch an die Wissenschaft oder Berufsstände, wie ein unterstützender, nicht-diskriminierender und professioneller Umgang mit Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierungen und geschlechtlicher Identitäten aussehen sollte und in der Praxis umgesetzt werden kann. Es braucht Kompetenzen und Qualifizierung im Umgang mit Vielfalt in Wissenschaft und Forschung, aber auch in Kindertageseinrichtungen, Schulen, der Medizin, Psychotherapie, Beratung und den sozialen Berufen. Zielgruppen dieses Sammelbandes sind daher interessierte Praktiker*innen, Hochschullehrende, Forschende und Studierende in den Bereichen Bildung, Erziehung, Gesundheit und Soziale Arbeit, denen wir mit diesem Sammelband gewinnbringende Einblicke und Erkenntnisse bieten möchten.

Das erste Kapitel beinhaltet Artikel, die sich vor allem mit der Identitätsentwicklung und damit einhergehenden Herausforderungen sowie ihren Ursachen beschäftigen. Dabei spielen Diskriminierungserfahrungen im Jugendalter, aber auch im Beruf eine wichtige Rolle. *Meike Watzlawik* betrachtet sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten aus entwicklungspsychologischer Perspektive. Dabei arbeitet sie die Mehrdimensionalität sexueller Orientierungen heraus und beschreibt die Identitätsentwicklung als einen lebenslangen Prozess. *Bettina Kleiner* untersucht die Lebenslagen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans*-, inter*geschlechtlichen sowie genderqueeren Kindern und Jugendlichen generell sowie in der Schule. Diese sind gekennzeichnet durch Differenz- und Ausgrenzungserfahrungen sowie Heteronormativität, die das Coming-out erschweren.

Basierend auf zwei Studien des Deutschen Jugendinstituts zeichnet *Kerstin Oldemeier* Coming-out Verläufe und Freizeiterfahrungen von jungen lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und divers* geschlechtlichen Menschen nach. Zu den zentralen Freizeitbereichen der Jugendlichen gehören das Internet, Sport, organisierte Freizeitangebote sowie Clubs und Partyveranstaltungen. *Stefan Timmermanns* und *Peter Martin Thomas* stellen in ihrem Beitrag Ergebnisse einer qualitativen Studie über die Lebenssituation von lsbtq* Jugendlichen in Hessen vor. Neben Erkenntnissen über erste Annäherungen dieser Jugendlichen an die queere Community werfen sie auch einen Blick auf das soziale Engagement, Spiritualität und Religiosität sowie das Politikbewusstsein dieser Zielgruppe. Zum Schluss beschreiben *Dominic Frohn* und *Florian Meinhold* die Situation von LSBT* in Arbeit und Wirtschaft. Dabei werten sie auch Ergebnisse ihrer Studie *Out im Office* aus, die den Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im Beruf und Diskriminierungen am Arbeitsplatz erforscht.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in unterschiedlichen Bereichen der Bildung und Erziehung. Zunächst beschreiben *Stephanie Nordt* und *Thomas Kugler* das Thema im Kontext frühkindlicher Inklusionspädagogik. Dabei betrachten sie die Vielfaltsdimensionen Geschlecht, Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung in der Kita und kommen zu dem Fazit, dass Vielfalt bereits von klein auf gefördert werden sollte. *Thomas Kugler* unternimmt dann einen Transfer zwischen Theorie und Praxis: Er beschreibt eine genderbewusste Pädagogik, die auf den Gedanken der Inklusion und der Kinderrechte basiert. Für einen solchen menschenrechtlich fundierten Zugang entwickelt er fünf Leitlinien, die den Umgang mit Geschlechtervielfalt in der Kita unterstützen und ganz konkrete Hinweise für die Praxis geben. *Jutta Hartmann* setzt sich mit heteronormativitätskritischer Jugendbildung und pädagogischer Professionalisierung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt im Rahmen des Modellprojekts „All included!“ auseinander. Sie plä-

diert dafür, Heteronormativität und Machtverhältnisse in der Pädagogik zu hinterfragen, Identitäten als widersprüchlich und wandelbar erfahrbar werden zu lassen sowie Geschlecht und Sexualität zu entessentialisieren. Am Ende des Kapitels beschäftigen sich *Helge Jannink* und *Christina Witz* mit Heterosexualität und Cisgeschlechtlichkeit als Formen sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im Kontext sexueller Bildung. Anhand von Fragen zur Sexualität und Geschlechtlichkeit, die häufig von Jugendlichen gestellt werden, diskutieren sie, ob pädagogische Interventionen ohne jeglichen Ausschluss gestaltet werden können.

Das dritte Kapitel steht unter der Überschrift „Sexualitäten, Beziehungs- und Lebensformen“. *Kim Scheunemann* verfolgt in dem Artikel die Frage nach der ontologischen Setzung von Sexualität und versucht zu eruieren, wie diese Setzung verändert werden kann. Dabei bezieht Kim Scheunemann sich vor allem auf Texte von Freud und Bozdoğan und schlägt eine Brücke von der traditionellen Freud'schen hin zu einer neuen Sicht auf (A-)Sexualitäten. Daran anschließend beschreibt *Robin Bauer* BDSM als eine Facette sexueller Vielfalt sowie den Wandel von der Pathologisierung zur Normalisierung. Neben interdisziplinären Perspektiven, die der Autor in seiner Analyse berücksichtigt, wird BDSM vor allem aus queer-theoretischer Sicht betrachtet. *Renate Baumgartner* beschäftigt sich mit Monogamie als Norm und beschreibt in ihrem Beitrag polyamouröse Lebensweisen und Praxen. Die Autorin diskutiert u. a. die Frage, ob es sich bei Polyamorie um eine Identität und sogar um eine neue Technologie der Für- und Selbstsorge handelt. Im letzten Artikel des dritten Kapitels stellen *Tamara-Louise Zeyen* und *Ralf Lottmann* das schwul(-lesbische) Wohnprojekt *Lebensort Vielfalt* vor. Sie haben das Freizeitverhalten und die Kommunikation homosexueller Senior*innen in diesem Wohnprojekt ebenso erforscht wie ihre Teilhabe am gemeinschaftlichen Leben.

Das vierte Kapitel steht unter der Überschrift „Körper und Gesundheit“. Darin geht *Heinz-Jürgen Voß* der Frage nach, welche Relevanz biologische Geschlechterbetrachtungen für geschlechtliche Vielfalt haben. Der Autor referiert soziologische sowie biologisch-medizinische Diskurse und Erkenntnisse, um gesellschaftliche Aushandlungen von Vielfalt und Identität zu beschreiben. Der Beitrag von *Katinka Schweizer* und *Ursula Rosen* eruiert, wie Intergeschlechtlichkeit sprachlich sichtbar gemacht und gleichzeitig eine respektvolle Sprache für körpergeschlechtliche Mehrdeutigkeiten sowie angemessene Formen des Benennens gefunden werden können. Die Autor*innen gehen dabei besonders auf die alltagsweltliche Praxis von Familien mit einem intergeschlechtlichen Kind ein. *Ute Lampalzer*, *Pia Behrendt*, *Arne Dekker*, *Peer Briken* und *Timo O. Nieder* beschäftigen sich in ihrem Artikel mit der Gesundheit von lsbti* Personen. Ergebnisse ihrer neuen Studie zeigen, dass ein Zusammenspiel zwischen

Sexualwissenschaft, Psychologie und Medizin in mehrfacher Hinsicht erstrebenswert ist, um die Gesundheitsversorgung von lsbti* Menschen zu verbessern. Dabei sollten Fachkräfte unterschiedlichster Disziplinen über interdisziplinäres Wissen in Diagnostik, Behandlung und Beratung verfügen. Eng verbunden mit der Gesundheit von LSBT* ist auch der Substanzkonsum. Ergebnisse bisheriger Forschungen lassen eine erhöhte Prävalenz sowie Defizitorientierung erkennen. In seinem Artikel beschreibt *Niels Graf* neben aktuellen Forschungsergebnissen auch Erklärungsansätze, warum Substanzgebrauch und substanzbedingte Störungen unter LSBT* verbreiteter sind als in der Allgemeinbevölkerung. Zudem geht er auf Beratungs- und Behandlungsangebote für LSBT* ein. *Martin Plöderl* untersucht das Suizidrisiko von LSBTI* sowie die dahinterliegenden Ursachen. Diese sind vor allem in der Diskriminierung und Stigmatisierung durch die Gesellschaft zu finden. Daher ist es umso wichtiger, sich mit Präventionsmaßnahmen zu beschäftigen.

Das fünfte Kapitel schließlich befasst sich mit Herausforderungen für professionelles und gesellschaftspolitisches Handeln in Bezug auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. *Ulrike Schmauch* vertieft ihr Konzept der Regenbogenkompetenz in der Sozialen Arbeit. Die verschiedenen Teilkompetenzen und ihre Bedeutung erläutert und kommentiert sie anhand vielfältiger Praxisbeispiele, die sie im Rahmen der Praktikumsbegleitung von Studierenden der Sozialen Arbeit gesammelt hat. *Elke Jansen* und *Kornelia Jansen* schreiben in ihrem Artikel über Regenbogenfamilien in der Beratung. Dabei gehen sie neben grundlegenden Informationen über vielfältige Familienkonstellationen auch auf Hürden, Ressourcen und Unterstützungsmöglichkeiten ein, die bei der Familiengründung bzw. -planung beachtet werden sollten. *Kerstin Oldemeier* und *Stefan Timmermanns* möchten mit ihrem Artikel dazu aufrufen, neben den Problemen stärker auch Ressourcen von lsbtqi* Jugendlichen und jungen Erwachsenen wahrzunehmen. Nach einer anfänglichen Krise gehen viele LSBTIQ* gestärkt aus einem Coming-out hervor. Beide plädieren dafür, Defizite und Ressourcen als zwei Seiten ein und derselben Medaille wahrzunehmen. *Ulrich Klocke* beschäftigt sich mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Schule und schlägt in seinem Beitrag Interventionen zum Abbau von Diskriminierung und Aufbau von Akzeptanz vor. Dabei beantwortet er ganz praktische Fragen, z. B. wie pädagogische Fachkräfte die Situation von lsbti* Kindern und Jugendlichen verbessern können oder welche Qualifikationen sie dazu brauchen. Auf der Basis eigener Untersuchungen beschreibt *Marc Thielen* die Unsichtbarmachung queerer Geflüchteter in Migrationsdiskursen, heteronormative Erwartungen im Asylverfahren sowie homonegative Gewalt und Diskriminierung in Gemeinschaftsunterkünften. Aus dieser Perspektive heraus werden Anforderungen an eine heteronormativitäts- und rassismuskritische Soziale Arbeit entwickelt. Der abschließende Beitrag von *Simon Merz* und *Richard*

Lemke beschäftigt sich mit dem gesellschaftlichen Meinungsklima zu Homosexualität. Damit hängen eine ablehnende Haltung gegenüber Homosexualität, sexuelle Stigmatisierung und Minderheitenstress eng zusammen. Für die Autor*innen steht fest, dass die Medien allgemein, LSBTIQ* untereinander, aber auch das Bildungswesen dazu beitragen können, den bestehenden Stigmata entgegenzuwirken und die Wirkung von Minderheitenstress abzuschwächen.

Wir möchten uns bei allen Autor*innen, die durch ihre Artikel zum Sammelband beigetragen haben, sehr herzlich bedanken. Unser Dank gilt auch Elisabeth Andreas, Tina Bauer, Bernd Christmann, Michaela Katzer und Felix Leipold für ihre wertvolle Hilfe im Lektorat sowie Frank Engelhardt und Magdalena Herzog vom Verlag Beltz Juventa für die freundliche Begleitung dieses Buchprojekts.

Frankfurt am Main/Merseburg im Juli 2019

Literatur

- Bak, Raphael/Yildiz, Miriam (2016): Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Kontext Schule. In: Fereidooni, Karim/Zeoli, Antonietta P. (Hrsg.): *Managing Diversity*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 183–197.
- BMFSFJ (Hrsg.) (2017): Zusammenfassung Forschungsergebnisse und Erkenntnisse des Bundesministeriums für Frauen, Senioren, Familie und Jugend zu der Interministeriellen Arbeitsgruppe „Inter- und Transsexualität“ (IMAG). Berlin: Hrsg. Online: www.bmfsfj.de/blob/120644/e2068b3d513b7f772760becf8bd4c70a/imag-band-12-zusammenfassung-der-forschungsergebnisse-data.pdf (Abruf: 19.4.2019)
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.) (2014): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript.
- Diamond, Lisa M. (2008): *Sexual Fluidity*. Cambridge: Harvard University Press.
- Dieckmann, Janine/Litwenschuh, Jörg (2014): Die interdisziplinäre Zusammenführung der LSBTI*-Forschung als Experiment – eine Einführung in dieses Buch. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld: transcript, S. 9–18.
- Foucault, Michel (1976): *La volonté de savoir. Histoire de la sexualité 1*. Paris: Editions Gallimard.
- Göth, Margret/Kohn, Ralph (2014): *Sexuelle Orientierung in Psychotherapie und Beratung*. Berlin: Springer.
- Gronen, Rainer/Schmelzer, Christian/Zawadzki, Annika/Drewelies, Magnus/Grigo, Julian (2019): *Bunt. Lieben. Leben. Analyse der Interessen von Schüler*innen zu den Themen Liebe, Vielfalt und Sexualität in Berlin und Brandenburg. Eine Studie der Evangelischen Schulstiftung in der EKBO in Zusammenarbeit mit der Boston Consulting Group, o.O.* Online: www.schulstiftung-ekbo.de/fileadmin/schulstiftung/Dateien/20190430_Ergebnisse_Studie_Evangelische_Schulstiftung_EKBO_BCG_.pdf (01.06.2019).

- Hark, Sabine/Villa, Paula Irene (Hrsg.) (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Henningens, Anja/Tuider, Elisabeth/Timmermanns, Stefan (Hrsg.) (2016): *Sexualpädagogik kontrovers*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Huch, Sarah/Lücke, Martin (Hrsg.) (2015): *Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik*. Bielefeld: transcript.
- Katzer, Michaela/Voß, Heinz-Jürgen (Hrsg.) (2016): *Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2017): *Coming-out – und dann ...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Leverkusen: Barbara Budrich Verlag.
- Küpper, Beate/Klocke, Ulrich/Hoffmann, Lena-Carlotta (2017): *Einstellungen gegenüber lesbischen, schwulen und bisexuellen Menschen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage*. Hrsg. v. d. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Meyer, Ilan H. (2003): *Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence*. In: *Psychological Bulletin*, Vol. 129, Issue 5, S. 674–697.
- Pates, Rebecca/Schmidt, Daniel/Karawanskij, Susanne/Liebscher, Doris/Fritzsche, Heike (Hrsg.) (2010): *Antidiskriminierungspädagogik. Konzepte und Methoden für die Bildungsarbeit mit Jugendlichen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schmidt, Friederike/Schondelmayer, Anne-Christin/Schröder, Ute B. (Hrsg.) (2015): *Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten. Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine*. Wiesbaden: Springer.
- Schochow, Maximilian/Gehrmann, Saskia/Steger, Florian (Hrsg.) (2016): *Inter* und Trans*-identitäten. Ethische, soziale und juristische Aspekte (Beiträge zur Sexualforschung, 102)*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Sigusch, Volkmar (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Schmauch, Ulrike (2016): *Sexualpädagogisches Handeln in der Sozialen Arbeit*. In: Henningens, Anja/Tuider, Elisabeth/Timmermanns, Stefan (Hrsg.): *Sexualpädagogik kontrovers*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 32–45.
- Tuider, Elisabeth/Müller, Mario/Timmermanns, Stefan/Bruns-Bachmann, Petra/Koppermann, Carola (Hrsg.) (2012): *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Ward, Jane (2018): *Nicht schwul. Die homosexuelle Zutat zur Erschaffung des ‚normalen‘ Mannes*. Hamburg: Männerschwarmskript Verlag.
- Weller, Konrad (2013): *Jugendsexualität 2013. PARTNER 4 – Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich*. Online: http://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (17.8.2016).
- YouGov (Hrsg.) (2015): *YouGov Survey Results*. Online: https://d25d2506sfb94s.cloudfront.net/cumulus_uploads/document/7zv13z8mfj/YG-Archive-150813-%20Sexuality.pdf (19.4.2019).

**I. Identitätsentwicklung und
Diskriminierungserfahrungen
im Lebenslauf**

Sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten: Thinking outside the box(es)?

Überlegungen aus entwicklungspsychologischer Perspektive

Meike Watzlawik

„Bunt, bunt, bunt sind alle meine Kleider,
bunt, bunt, bunt ist alles, was ich hab',
darum lieb' ich, alles was so bunt ist,
weil die Welt voll Farbe ist.“

So klingt es momentan von unserer Kinderlied-CD, die im Auto rauf und runter gespielt wird. Zusammen mit meiner Oma habe ich das gleiche Lied noch anders gesungen. Da hieß es in der letzten Zeile „da mein Schatz ein Malermeister ist“. Kein Mensch erhob Protest. Nur Mitschüler sangen ggf. „Malermeisterin“ oder gar „Malerin“, damit alles seine Richtigkeit hatte. Heute – wissend wie viel Macht Sprache hat und was durch sie alles (fälschlicherweise) nahegelegt, aber auch verschwiegen wird – gefällt mir die neue Version deutlich besser. Das Lied funktioniert auch ohne Annahmen darüber, welches Geschlecht die begehrte Person hat bzw. haben sollte. Jedoch sind implizite Zuschreibungen dieser Art noch lange nicht aus der Alltagssprache verschwunden (vgl. Klocke in diesem Band). In der simplen Nachfrage: „Wie heißt sie denn?“, wenn ein (als) cis-geschlechtlicher¹ (wahrgenommener) Junge offenbart, sich verliebt zu haben, steckt direkt eine Zuschreibung bezüglich seiner sexuellen Orientierung: in der Regel wird Heterosexualität angenommen. Ähnliches ist impliziert, wenn bei der Diskussion von Familien direkt von Vater-Mutter-Kind(-ern) ausgegangen wird, egal ob geschieden, in Patchwork-Konstellationen oder zusammenlebend (vgl. Watzlawik 2018). Variationen dieses Konstrukts werden selten mitgedacht (z. B. gleichgeschlechtliche oder nicht-binär

1 Cis-geschlechtlich bezieht sich auf Personen, die sich mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Die Vorsilbe *cis* stammt dabei aus dem Griechischen und steht für „diesseits“, was als Gegenstück zum Begriff *trans* (lat. für jenseits oder hinüber) verstanden werden kann.

verortete Eltern). Dieser Umstand lässt sich unter dem Begriff der *Heteronormativität* zusammenfassen, den Hartmann – als gesellschaftskritisches Konstrukt – folgendermaßen definiert:

„Zusammengefasst gilt die Kritik des Heteronormativitätsbegriffes einer gesellschaftlichen Ordnung, in der Heterosexualität als natürlich gesetzt und mit Privilegien verbunden ist. Die Kritik gilt einer Ordnung, in der Geschlechter innerhalb einer heterosexuellen Matrix hervorgebracht, Geschlechtsidentitäten als kohärent entworfen, Geschlechterverhältnisse ausschließlich in Beziehungen zwischen ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ repräsentiert und weitere geschlechtliche und sexuelle Identitäten marginalisiert bzw. auf binär-hierarchisierte Kategorien, wie die von ‚homosexuell‘ vs. ‚heterosexuell‘, reduziert werden“ (ebd. 2016, S. 107).

Eine gesellschaftliche Ordnung, die dermaßen gestaltet ist, vermittelt Kindern schon früh ein Gefühl dafür, wie Dinge ‚zu sein haben‘: dass man entweder männlich oder weiblich ist und dass damit bestimmte Erwartungen verbunden sind. Dies geschieht durch Bagger auf Jungen- und Einhörnern auf Mädchenpullovern, durch die Tatsache, dass Bekleidungsgeschäfte überhaupt nach Geschlecht und nicht etwa nach z. B. Funktion der Bekleidung strukturiert sind (Oberbekleidung, Outdoor, etc.), durch Medienberichte, durch Kinderbücher, in denen sich die Mütter um die Kinder kümmern und die Väter Dinge reparieren; insgesamt Beobachtungen, Belohnungen und Sanktionen im sozialen Umfeld sowie viele weitere Aspekte (vgl. Maccoby 2000). Letztendlich ist der soziale Alltag in Gänze von diesen Vorgaben und Zuschreibungen geprägt (Konzept der „heterosexuellen Matrix“ nach Butler 1991), die auch Vorgaben darüber beinhalten, *wen* bzw. *dass* man ab einem gewissen Alter jemanden begehren sollte.

Aber: Hat sich nicht auch viel getan? Schließlich ist die Welt nun bunt und nicht mehr nur der Malermeister: Seit den 1990ern ist Homosexualität laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) nicht mehr als Krankheit zu klassifizieren, seit 2006 setzen die verabschiedeten *Yogyakarta Prinzipien* klare internationale und nationale Maßstäbe für Menschenrechte in Bezug auf sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität, seit 2009 sind Berliner Schulen dazu aufgefordert, eine *Kontaktperson für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt/Diversity* zu benennen, 2017 beschloss der Bundestag, die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare zu öffnen und bundesweit sind Initiativen und Organisationen aktiv, um über Vielfalt aufzuklären (Jugendnetzwerk Lambda; SCHLAU Gruppen, Queerformat, etc.) – um nur einige Beispiele zu nennen. Auch bekennen sich immer mehr Personen des öffentlichen Lebens zu ihrer Homo- oder Bisexualität. All dies bleibt nicht ohne Wirkung: Homosexualität wird von der Bevölkerung heute deutlich positiver wahrgenommen als noch vor 50 Jahren (vgl. z. B. Küpper/Klocke/Hoffmann 2017). Es tut sich also etwas. Einerseits.

Andererseits belegen aktuelle Studien dennoch, dass Abweichungen von der heterosexuellen Norm weiterhin mit Herausforderungen in der Entwicklung verbunden sein können (vgl. Krell/Oldemeier, 2017) und dass Diskriminierungserfahrungen keine Seltenheit sind (vgl. Bachmann/Simon 2014; FRA 2013): lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche sind im Vergleich zu ihren cisgeschlechtlich, heterosexuellen Peers etwa doppelt so häufig von Mobbing betroffen (vgl. Berlan et al. 2010)², leiden häufiger an Depressionen und Angststörungen (vgl. Plöderl/Tremblay 2015), rauchen eher, trinken häufiger Alkohol und nehmen mit höherer Wahrscheinlichkeit Drogen (vgl. Graf in diesem Band), denken wesentlich häufiger über Selbstmord nach und versuchen öfter, sich das Leben zu nehmen (vgl. Plöderl in diesem Band). Handlungsbedarf besteht also weiterhin.

1. Sexuelle Identität und Orientierung

Homo-, bisexuelle und trans* Jugendliche und Erwachsene wurden in den o. g. Studien mit heterosexuellen Jugendlichen verglichen.³ In diesem Vergleich ist zum einen die *sexuelle Orientierung* (bei homo-, bi- und heterosexuellen Jugendlichen) aber auch die *Geschlechtsidentität* (bei trans*) angesprochen. Beides sind Konstrukte, die voneinander abzugrenzen sind: Die sexuelle Orientierung ist Teil der *sexuellen Identität*.

Zur sexuellen Identität gehören verschiedene Aspekte: ein Verantwortungsgefühl dafür zu entwickeln, was die späteren Konsequenzen des eigenen Handelns, die Bedürfnisse potenzieller (Sexual-)Partner*innen und natürlich auch die eigenen Bedürfnisse sind (z. B. „Was empfinde ich erregend?“ = sexuelle Präferenzen). Auch ist zu entscheiden, nach welchen Werten man das eigene Sexualeben gestalten will, was einer Auseinandersetzung mit den Moralvorstellungen von Gleichaltrigen und Eltern bzw. Hauptbezugspersonen bedarf (vgl. Zimbardo 1995). Und es gehört das Bewusstwerden der eigenen sexuellen Orientierung dazu. Wenn man diese in den Konzepten von Homo-, Bi- und Heterosexualität beschreibt, trifft dabei Folgendes zu:

-
- 2 Dabei reicht auch schon die *Annahme* der Mitschüler*innen, eine Person könnte lesbisch, schwul, bisexuell oder unsicher bezüglich der eigenen sexuellen Orientierung sein, um Opfer von Mobbing zu werden – auch wenn dies nicht der eigenen Verortung entspricht (vgl. Ost/Maurizi 2013). Oft liegt hier die Überzeugung zugrunde, man könne die sexuelle Orientierung eines Menschen aus seinem Aussehen oder Verhalten (Geschlechtsausdruck) ablesen, wobei hier sowohl homo- als auch heterosexuelle Menschen sehr unterschiedlich sind – die Unterschiede *innerhalb* der Gruppen als deutlich größer sind als *zwischen* den Gruppen.
 - 3 Anmerkung der Autorin: Inter* Jugendliche sind in der Forschung weiterhin unterrepräsentiert, diesem Missstand wird an anderer Stelle in diesem Buch Rechnung getragen (z. B. ab S. 242).

„Sexuelle Orientierung sagt irgendwie gleichzeitig sowohl etwas über DEIN Geschlecht als auch über das Geschlecht der Personen aus, die du anziehend findest. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge! Wenn es bei der sexuellen Orientierung wirklich nur darum ginge, von wem wir uns angezogen fühlen, hätten ein schwuler Mann und eine heterosexuelle Frau die gleiche Orientierung: Sie würden sich beide zu Männern hingezogen fühlen.“ (Weinrich 2014a, S. 311; eig. Übersetzung).

Verzichtet man, wie vorgeschlagen, darauf, das Geschlecht der Person, für die die sexuelle Orientierung beschrieben werden soll, einzubeziehen, könnte man tatsächlich einfach männerliebende (*Androphilie*) und frauenliebende (*Gynä-kophilie*) Individuen unterscheiden (vgl. Weinrich 2014b).

Bei all diesen bisher genannten Definitionen ist das Geschlecht also das zentrale Argument. Das Geschlecht ist jedoch vielfältiger als man bei der hier immer noch verwendeten binären Einteilung in Männer und Frauen vermuten würde. Unterschieden werden muss zwischen

- dem biologischen Geschlecht (*Körpergeschlecht*, definiert durch innere und äußere Geschlechtsorgane, Chromosomen, Hormone),
- der *Geschlechtsidentität* (welchem Geschlecht fühle ich mich zugehörig?),
- dem geschlechtlichen Ausdruck (auch *Geschlechtsrollenidentität*), der die „öffentliche Manifestation der Geschlechtsidentität [darstellt]. Sie beinhaltet alles, was eine Person sagt oder tut“ (Richter-Appelt 2012, o. S.), um ihr Geschlecht nach außen darzustellen. Die gesellschaftlichen Erwartungen an Männer und Frauen (*Geschlechterrollenstereotype*) geben hier bestimmte Vorgaben (siehe Einleitung), denen entsprochen werden, denen man sich aber auch widersetzen kann⁴.

Die Mehrheit der Menschen identifiziert sich mit dem ihnen – aufgrund von körperlichen Merkmalen – bei Geburt zugewiesenen Geschlecht als Mann oder Frau (cisgeschlechtliche Personen). Andere identifizieren sich nicht mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht (trans* Personen), aber dennoch im binären System (Mann/Frau) oder verorten sich außerhalb dieser binären Ordnung (z. B. *genderqueer*). Gerade im letzten Fall machen die althergebrachten Definitionen, wie schwul (Mann-Mann) oder lesbisch (Frau-Frau) zu sein, keinen Sinn, weshalb alternative Bezeichnungen entstanden sind, die von einer geschlechtlichen Dichotomie Abstand nehmen⁵: *Pansexuell* orientiert sind z. B.

4 Weder Geschlechts- noch Geschlechtsrollenidentität sagen die sexuelle Orientierung voraus. Man kann also z. B. aus „femininen Zügen“ eines Mannes keine Homosexualität ableiten, wie stereotyp oft vermutet wird (vgl. Ost/Maurizi 2013).

5 Siehe z. B. www.soc.ucsb.edu/sexinfo/article/overview-sexual-orientations für eine Liste verschiedener sexueller Orientierungen.

Menschen, die sich grundsätzlich sexuell, emotional, etc. zu zur eigenen Person passenden anderen Menschen hingezogen fühlen – unabhängig von deren Geschlechtsidentität. Gerade von trans* Menschen wird pansexuell oft als Kategorie zur Beschreibung ihrer sexuellen Orientierung gegenüber den an die Geschlechterdichotomie gekoppelten Bezeichnungen bevorzugt (vgl. Kuper/Nussbaum/Mustanski 2012). *Polysexuell* kann hingegen darauf hinweisen, dass sich jemand zu Personen unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten hingezogen fühlt, aber nicht zwingend für alle offen sein muss, wohingegen *demisexuell* orientierte Personen erst dann eine sexuelle Anziehung verspüren können, wenn sie sich emotional mit einer anderen Person verbunden fühlen. Eine weitere, oft vernachlässigte sexuelle Orientierung ist die *Asexualität*. Asexuelle Personen empfinden kein oder nur wenig sexuelles Begehren bzw. keine oder nur wenig sexuelle Anziehung (siehe Scheunemann/Flörken in diesem Band). Die Forschung hinkt hier in vielen Punkten hinterher: Asexualität wird oft noch, wenn überhaupt, mit einem pathologisierenden Unterton diskutiert, auch wenn die Personen, die sich so verorten, die fehlende oder geringe sexuelle Anziehung als unproblematisch empfinden (vgl. Bogaert 2006). Nicht-binärgeschlechtlich gedachte Orientierungen sind immer noch wenig erforscht, auch wenn mittlerweile Versuche unternommen werden (vgl. z. B. Gonen 2013 über Pansexualität). Bisexualität wird meist nur ‚nebenbei‘ thematisiert und oft eher als ‚Übergangsstadium‘ verstanden, was sich – im Vergleich zu den Erfahrungen homosexueller Jugendlicher – durchaus negativ auswirkt, weil eine noch stärkere Unsicherheit bezüglich der eigenen Gefühle entsteht (vgl. Dodge/Sandfort 2007). Neuer Forschungsbedarf ergibt sich zudem dadurch, dass sich immer mehr Jugendliche nicht anhand der gängigen Kategorien (homo, bi, hetero) verorten, sondern andere Bezeichnungen wählen oder eine Einordnung komplett ablehnen (vgl. Krell/Oldemeier 2017; Gonen 2013).

2. Sexuelle Orientierung: Kein eindimensionales Konstrukt

Dass es sich selbst bei Homo-, Bi- und Heterosexualität nicht um drei distinkte Kategorien handelt, betonten schon Kinsey und Kolleg*innen, indem sie die sexuelle Orientierung auf einer Skala von ‚0‘ (ausschließlich heterosexuell) bis ‚6‘ (ausschließlich homosexuell) erfassten (vgl. Kinsey/Pomeroy/Martin 1948)⁶. Zudem machte das Team deutlich, dass es bei der sexuellen Orientierung um mehr gehe als Sex: Die Frage, mit wem ein Mensch sexuell verkehrt, reiche für eine Einschätzung nicht aus. Es müsse nicht nur nach tatsächlichem Verhalten,

6 Bei der Darstellung der entsprechenden Kinsey-Skala fällt heute allerdings oft unter den Tisch, dass in seiner Forschung zusätzlich die Option der Asexualität berücksichtigt wurde.

sondern auch nach gewünschten Möglichkeiten gefragt werden. Klein, Sepekoff und Wolf (1985, Originalartikel erschien fünf Jahre früher) greifen diese Gedanken auf und differenzieren die sexuelle Orientierung im *Klein Sexual Orientation Grid* (KSOG) sogar noch weiter aus, nämlich in:

- a) sexuelle Anziehung (Zu Personen welchen Geschlechts fühlen Sie sich sexuell hingezogen?),
- b) sexuelles Verhalten (Mit Personen welchen Geschlechts haben Sie Sex?),
- c) sexuelle Fantasien (Welches Geschlecht haben die Personen, die in sexuellen Fantasien auftauchen [z. B. bei Selbstbefriedigung, Tagträumen, in der Vorstellung]?),
- d) emotionale Präferenzen (In Personen welchen Geschlechts verlieben Sie sich?),
- e) soziale Präferenzen (Welches Geschlecht haben die Personen, mit denen Sie Ihr soziales Leben teilen?),
- f) Selbstidentifikation (Wie ordne ich mich selbst ein?) und
- g) Lebensstil (Wo verbringen Sie Ihre Zeit [homo-/heterosexuell geprägtes Umfeld]?).

Zur Erfassung der sexuellen Orientierung werden im KSOG alle Facetten von den befragten Personen unabhängig voneinander auf einer siebenstufigen Skala eingeschätzt (von „nur das andere Geschlecht“ bis „nur dasselbe Geschlecht“ bzw. von „nur heterosexuell“ bis „nur homosexuell“ für [f] und [g]) – und dies nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für Vergangenheit und den idealen Fall. Gerade das gewünschte Ideal kann sich dabei stark von dem tatsächlichen Verhalten und Erleben unterscheiden, wenn man z. B. in einem repressiven Umfeld lebt, Angst vor Diskriminierung hat und deshalb bestimmte Lebensentwürfe bewusst nicht auslebt. In jedem Fall ergeben sich aber individuelle Profile von unterschiedlichen Ausprägungen und keine bipolaren Zugehörigkeiten. Am Ende stellt sich die Frage: Bei welchen Ausprägungen gehört eine Person zu welcher Gruppe (z. B. zu den homosexuellen Personen)? Und macht eine Einteilung in Gruppen überhaupt Sinn (vgl. van Anders 2015)? Sind heterosexuell nur die, die *nie* irgendwelche sexuellen Fantasien in Bezug auf Personen des eigenen Geschlechts gehabt haben, oder auch die, die dies nur sehr *selten* erleben? Zieht man nur die gegenwärtige Einschätzung heran oder berücksichtigt man auch die vergangenen Erfahrungen? Kann man „temporär heterosexuell“ sein?

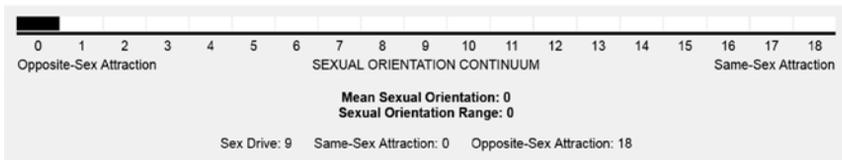
3. Zeitliche Stabilität und Sexual Orientation Range

Während die eigene Einschätzung der sexuellen Orientierung – meist gemessen an der Selbstidentifikation – für viele, mehrheitlich heterosexuell orientierte Jugendliche und Erwachsene relativ stabil ist (vgl. z. B. Mock/Eibach 2012), weist sie bei anderen eine gewisse Fluidität (Veränderbarkeit) auf⁷. Diese interindividuellen Unterschiede wurden in der Forschung u. a. anhand des *Bereichs* der sexuellen Orientierung, dem *Sexual Orientation Range (SOR)*, verdeutlicht (vgl. Epstein/Robertson 2014; Epstein et al. 2012). Bei der Erfassung des *SOR* wird nach Verhalten, sexueller Anziehung/Erregung, Fantasien und Wünschen gefragt (vgl. *Epstein Sexual Orientation Inventory*, Epstein n.d.) – allerdings wird lediglich das binäre Geschlechtersystem zugrunde gelegt und demnach nur in Bezug auf gleich- und gegengeschlechtliche Anziehung ausgewertet. Abbildungen 1a bis 1c zeigen verschiedene mögliche Bereiche der sexuellen Orientierung, bei Personen, die sich selbst als heterosexuell verorten: Während im ersten Fall (1a) die sexuelle Orientierung einer Person abgebildet wird, die sich ausschließlich für das andere Geschlecht interessiert und andere Möglichkeiten für sich (derzeit) ausschließt, wird im zweiten Fall (1b) der Bereich von ‚0‘-‚2‘ angegeben, in dem sich eine Person bewegen kann. Im dritten Fall (1c) ist dieser Bereich sogar noch breiter (‚2‘-‚8‘), allerdings ist die Wahrscheinlichkeit, dass man sich von einer Person des anderen Geschlechts angezogen fühlt, hier immer noch höher, als die, sich von einer Person des gleichen Geschlechts angezogen zu fühlen (Bereich befindet sich eher auf der linken Seite der Skala).

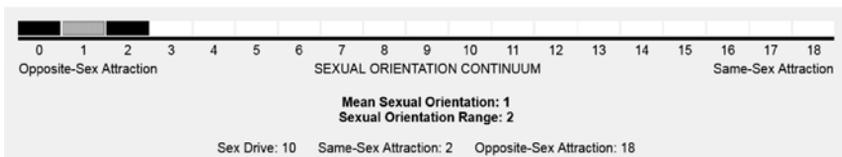
7 Was nicht bedeutet, dass die sexuelle Orientierung frei gewählt werden kann, sondern dass sich Individuen in ihren Entwicklungsspielräumen unterscheiden. Am Beispiel der Skala: Es ist sehr unwahrscheinlich, dass sich eine Person, die sich am linken Ende der Skala verortet (z. B. zwischen ‚0‘ und ‚2‘), plötzlich zum anderen Ende des Spektrums wechselt (z. B. zu 18) – selbst wenn dies z. B. die gesellschaftlich akzeptiertere Ausprägung wäre (vgl. Drescher/Zucker 2006 oder Dickinson et al. 2012 für die negativen Auswirkungen von „therapeutischen“ Behandlungen sexueller „Deviationen“).

Abb. 1 a–c

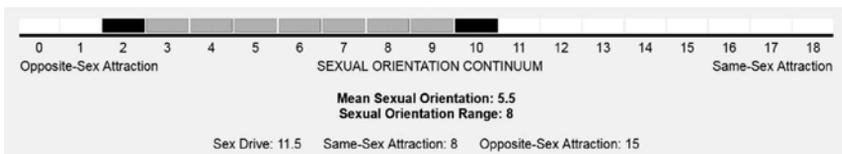
1a)



1b)



1c)



Fluidität der sexuellen Orientierung wird in der Tat umso deutlicher, je mehr Facetten erfasst werden (vgl. Savin-Williams/Ream 2007, die romantische Anziehung, sexuelles Verhalten und Selbstidentifikation erfassten). Dabei zeigt sich, dass derzeit mehr Fluktuationen bei (cisgeschlechtlichen) Mädchen als bei Jungen beobachtet werden können und dass die Wahrscheinlichkeit, Änderungen in den Einschätzungen zu beobachten, bei Individuen höher ist, die sich als nicht (ausschließlich) heterosexuell verorten – was Mädchen/Frauen ebenfalls häufiger tun als Jungen/Männer (ebd.). Gleiches gilt für geschlechtliche Minderheiten. Allerdings zeigt sich auch für trans* Personen, die sich binär verorten, der genannte Geschlechterunterschied nach der Transition⁸: Trans-maskuline Personen berichteten von weniger Veränderungen der sexuellen Orientierung als trans-feminine Personen (vgl. Katz-Wise et al. 2016)⁹.

Eine mögliche Ursache für die genannten Geschlechterunterschiede könnte sein, dass Abweichungen von der heterosexuellen Norm bei Männern stärker sanktioniert werden als bei Frauen (vgl. z. B. Patacchini/Ragusa/Zenou 2015).

8 Transition heißt hier, in der Geschlechtsrolle zu leben, die der eigenen Geschlechtsidentität, aber nicht dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht entspricht.

9 Die Studienteilnehmenden gaben als sexuelle Orientierung an: 42,7% *queer*, 19,0% andere nicht-binäre Einordnungen, 15,7% bisexuell, 12,2% heterosexuell und 10,4% homosexuell (N=452, von denen 205 eine Transition hinter sich hatten).